GEISTREICH

Katholische Gesamtkirchengemeinde Biberach

Katholische Zeitschrift für Biberach und Biberach Umland

Nr. 27 | November 2022

Inhalt

INHALT

TITELTHEMA
4 **„Was macht mein Leben lebenswert?“**
Verschiedene Menschen – verschiedene Antworten
6 **„Damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“**
Warum Jesus Menschen aufleben lässt
7 Die Heilung der gekrümmten Frau
8 **Behinderung und ein Leben in Fülle**
Ein Widerspruch?
10 **Ein Kind ist uns geboren**
11 **Das Leben ist schön, auch wenn es kurz ist**
Interview mit einer Mutter, deren Kind drei Monate nach der Geburt verstarb
12 **„Eine Art Katharsis“**
13 **„Sterben ist ein Teil des Lebens“**
Interview mit Hospizmitarbeiterin Christa Willburg-Roch
14 **„Die Suizid-Entscheidung annehmen, aber nicht gutheißen“**
16 **Suizidpräventionsprojekt [U25]**
16 **Ein Baum der Erinnerung**
Aktion der Selbsthilfegruppe AGUS (Angehörige um Suizid) gemeinsam mit U25, zum Welttag der Suizidprävention.
17 **„Sterben wir, so sterben wir dem Herrn“**
Warum Selbsttötung für Christen keine Lebensmöglichkeit ist
18 **Geschaffen für „mehr als alles“ oder „tragische Kreatur?“**
Versuch einer Annäherung an das „ewige Leben“

AUS DEN GEMEINDEN
21 **„Ich stehe für eine offene Kirche“**
Interview mit Dekan Stefan Ruf
22 **Romwallfahrt**
der Ministranten des Dekanates Biberach vom 7. bis 13.8.2022
23 **Konzertreise der St.-Martins-Chorknaben**
im August 2022

RUBRIKEN
3 **Vorwort**
20 **Karikatur**
24 **Impuls**

„Trust Life“
dt. Vertraue dem Leben

Impressum

Herausgeber
Katholische Gesamtkirchengemeinde Biberach
Leitender Pfarrer: Stefan Ruf
Gewählter Vorsitzender: Wolfgang Michel
Redaktionsadresse: Pfarrbüro St. Martin,
Museumstraße 5, 88400 Biberach,
Tel.: 07351/18140, redaktion.geistreich@gmx.de

Redaktionsteam
Rudi Andritsch, Thekla Braun (V.i.S.d.P.), Stefanie Brüggemann, Christian Hiller, Christina Knapp-Jung, Wiebke Mahlbacher, Simon Menth, Wunibald Reutlinger, Stefan Ruf, Kathrin Schlanser, Gabriele Schnorrenberg, Andrea Staab

Die in den Beiträgen dargestellte Meinung muss nicht die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Fotos und Text
Titelbild: Ulrich Müller-Elsässer, Pfarrbriefservice; 3: Bernd Baur; 7: „Heilung der gekrümmten Frau“© Lucy D'Souza-Krone; 8 (oben), 11, 12, 17, 21, 22, 23: privat; 8 (unten): Christine Limmer in: Pfarrbriefservice; 9: Josef Hinterleitner in: Pfarrbriefservice.de; 10: Publicdomainpicture Pfarrbriefservice; 13: Wiebke Mahlbacher; 14: Deutscher Ethikrat; 15: Pfarrbriefservice; 16: Caritas Biberach-Saulgau; 18/19: Martin Manigatterer in: Pfarrbriefservice; 20 (Karikatur): Plaßmann; 24: Volker Mahlbacher in: Pfarrbriefservice

Layout Bianke Müller, Ulm

Druck
RCDRUCK GmbH & Co. KG
Emil-Mayer-Straße 3, 72461 Albstadt-Tailfingen

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten das neue Heft „Geistreich“ mit dem Titel „Leben?!“ in den Händen. „Leben“- ein großes Wort und ein großes Thema. Zu groß, um diesen Begriff zum Titelthema unseres neuen Heftes zu machen?

Dennoch oder vielleicht gerade deswegen wollen wir in dieser Ausgabe verschiedene Facetten menschlichen Lebens betrachten und uns damit auseinandersetzen. Was ist „gutes“ Leben? Was macht ein Leben lebenswert?

Sie finden dazu einige Aussagen. Sie sind unterschiedlich, aber immer schwingt der Wunsch nach geglücktem Leben mit - wie bei unzähligen Menschen im Laufe der Menschheitsgeschichte vor uns auch.

Nach den Jahren mit Corona scheint in unserer Gesellschaft ein richtiggehender Hunger nach Leben zu herrschen. Und in der Werbung begegnen uns lebenslustige, glückliche, lachende und unternehmungslustige, meist junge Menschen, die uns aufzeigen wollen, was gutes Leben ist. Sie strahlen pralle Lebensfreude aus.

Dagegen ist sicher nichts zu sagen, aber ist das die ganze Sicht von Leben? Mit zunehmendem Alter wird mir immer bewusster, dass wahres Leben, „Leben in Fülle“, mehr ist als unbeschwerte, lachende Menschen. Denn unsere Lebenserfahrung sagt uns, dass in jedem Leben auch schwere Stunden zu ertragen sind, dunkle Tage, selbst wenn dies nicht immer für andere Menschen sichtbar ist. Dazu finden Sie einige Beispiele, die die ganze Breite menschlichen Lebens aufzeigen. Sehr eindrucksvoll wird dies deutlich in den Beiträgen über die Freude bei der Geburt eines Kindes sowie über das Ringen um Leben und die Trauer beim Tod eines Neugeborenen. Die Begegnung mit dem Tod gehört zum Leben und ist folglich auch Gegenstand in diesem Heft. Im christlichen Glauben spielt die Botschaft von der Hoffnung auf Auferstehung die entscheidende Rolle. Geglücktes Leben umfasst beides, die Freude und das Leid.

Wenn ich diese Erkenntnis akzeptieren kann, dann müssen sich die Menschen auf den Schattenseiten des Lebens nicht ausgegrenzt fühlen. Solidarität und Mittragen sind gefragt, umgesetzt in tatkräftiges Engagement. „Man erkennt den Wert einer Gesellschaft daran, wie sie mit den Schwächsten ihrer Glieder verfährt“, hat Gustav Heinemann einmal gesagt. Der Beitrag über die St. Elisabethen-Stiftung zeigt auf, dass auch ein Leben mit einer Behinderung ein erfülltes Leben sein kann.

Hier haben wir Christen uns an Jesus zu orientieren, der sich dieser Menschen annahm. Er verhieß allen Menschen ein „Leben in Fülle“ und ließ sie in seiner Nähe aufblühen.
Eine große Verheißung, eine hoffnungsvolle Verheißung.
Es liegt an uns, diese Verheißung ein Stück weit Wirklichkeit werden zu lassen.

Ich wünsche uns allen ein solches „Leben in Fülle“ und viel Freude und Inspiration bei der Lektüre dieses Heftes.

Rudi Andritsch,
Redaktionsteam

„Was macht mein Leben lebenswert?“

Verschiedene Menschen – verschiedene Antworten

Das Leben mit und in der Familie, in und mit der Natur und Schöpfung.
(männlich, 67 J.)

Hier gäbe es vieles zu nennen. Ein wesentlicher Aspekt ist die Freude und Zuneigung meiner Kinder und Enkel, die gut ins Leben hineingewachsen sind. Ich habe viel Zeit und Kraft in die Erziehung unserer Kinder „investiert“, jetzt bekomme ich noch mehr als Geschenk zurück.
(weiblich, 70 J.)

Was macht mein Leben lebenswert?
• wenn mein Glaube an Gott immer stark bleibt und ich für jeden Tag dankbar sein kann.
• wenn ich meinen Mitmenschen ein wenig Freude schenken kann.
• wenn ich anderen in Not und Schwierigkeiten helfen kann und sie sich nicht alleine fühlen.
• wenn ich anderen Zeit schenke, zuhöre und ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehe.
(männlich, 58 J.)

Zu wissen, dass mir Sein Blick und links und rechts viele Menschen wohlgesonnen sind und mein Leben mitgehen. Zu wissen, dass der Weg, auf dem ich gehe, trägt und zu wissen, dass von „oben“ viel Segen auf allem liegt.
(männlich, 38 J.)

Was mein Leben reicher macht: meine Familie. Egal wie stressig ein Tag war, sobald ich meine Kinder in den Arm nehme, die mich anlachen und mir stolz zeigen, was sie Neues gelernt haben, ist alles, was nervt, vergessen und ich bin glücklich und dankbar, so eine tolle Familie zu haben.
(weiblich, 36 J.)

Familie, Gemeinschaft, Verbundenheit
(weiblich, 39 J.)

„Wenn meine Tochter 300 km fährt, mich als Überraschung zum Abendessen besucht, weil sie mich einfach mal wieder sehen will.“
(weiblich, 70 J.)

In Beziehung leben mit Menschen, über die Kleinfamilie hinaus; eingebunden sein in Kirche, Gemeinschaft und Gesellschaft. Diese Beziehung lebt vom Geben und Nehmen, vom Zuhören und Handeln; von gebraucht werden und Verantwortung übernehmen. Zeit zu haben für andere ist ein Geschenk des Alters. Und das Wichtigste ist für mich die Freundschaft mit Jesus Christus, mit IHM in einer DU-Beziehung meinen Alltag leben.
(weiblich, 78 J.)

Die Identifikation mit meinem echten „Ich“, das Leben im Jetzt (nach Eckhart Tolle)
(männlich, 49 J.)

Gesundheit, freie Gestaltung des Tages, finanzielle Sicherheit.
(männlich, 72 J.)

Gutes Essen und Trinken, ein spannendes Buch in einer warmen Stube im Winter oder an einem schattigen Platz im Sommer im Garten, Liebe und Freude in der Familie, gute Freunde und Einsatz für andere, Aufenthalt und Bewegung in der Natur, sinnvolle, nicht überfordernde Aufgaben und der Glaube, von Gott gehalten zu sein.
(männlich, 72 J.)

Große Zufriedenheit empfinde ich im Zusammensein mit meiner Familie und Freunden: umgeben zu sein von lieben Menschen, so sein zu dürfen, wie man ist, zu lachen und das tun zu können, was einem Freude bereitet, ist einer der größten Schätze im Leben.
(weiblich, 34 J.)

Umgeben sein von Menschen, das Gefühl gebraucht zu werden und etwas Sinnvolles zu tun, die kleinen Augenblicke zu genießen: das macht mein Leben lebenswert.
(weiblich, 32 J.)

Lieben und geliebt zu werden ist Dreh- und Angelpunkt meines Lebens. Es mag abgedroschen klingen, aber Mutter, Partnerin, Tochter, Schwester und Freundin sein zu dürfen und gleichzeitig dafür geliebt zu werden, macht mein Leben lebenswert. Die Liebe trägt mich auch durch dunkle Stunden und wenn sich abends meine Kinder an mich hin kuscheln, bin ich glücklich.
(weiblich, 42 J.)

Meine beiden Kinder heranwachsen zu sehen und sie beim Großwerden zu begleiten sowie in allen Lebenslagen für sie da zu sein, macht mein Leben lebenswert. Dies bedeutet für mich großes Glück, viel Freude und Zufriedenheit.
(weiblich, 38 J.)

Leben bedeutet für mich:
• mein Potenzial und meine Fähigkeiten tagtäglich bestmöglich einzubringen
• andere in ihrem Potenzial anzuerkennen
• mich durch eine höhere Instanz getragen zu fühlen (Glaube)
• die Vielfalt der Natur zu schätzen
(weiblich, 54 Jahre)

Ich muss nicht gesund sein, um das Leben lebenswert zu finden. Auch mit chronischer Erkrankung kann ich viel Schönes erleben, kann mich engagieren für ein gutes Miteinander sowie lieben Menschen begegnen und Liebe geben und empfangen.
(männlich, 59 J.)

Was mein Leben reich macht: Wenn ich meinen Mann, mit dem ich seit Jahrzehnten verheiratet bin, anschaue und denke „wie schön, dass wir uns getroffen haben“.
(weiblich, 68 J.)

Leben bedeutet für mich: im Hier und Jetzt zu sein.
(männlich, 56 J.)

„Damit sie das Leben haben …

Warum Jesus Menschen aufleben lässt

„Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken.“ (Mt 11,28) In unsere Alltagssprache übersetzt bedeutet erquicken soviel wie beleben, wieder aufleben lassen. Was Jesus mit dieser Einladung ankündigt, das lässt er in vielen Begegnungen Menschen ganz konkret erfahren.

Jesus befreit von schwerer Last

Die nebenstehenden Bilder von Lucy D'Souza-Krone erinnern an die Heilung einer Frau, die 18 (!) Jahre lang krank und so verkrümmt war, dass sie nicht mehr aufrecht gehen konnte. Jesus sieht sie am Sabbat in der Synagoge und lässt sich von ihrem Leid anrühren. *„Als Jesus sie sah, rief er sie zu sich und sagte: Frau, du bist von deinem Leiden erlöst. Und er legte ihr die Hände auf. Im gleichen Augenblick richtete sie sich auf und pries Gott.“* (LK 13,12-13)

Im unteren Bild stellt die Künstlerin symbolisch die Last dar, die diese Frau niederdrückt. Diese ungeheure Last, die etwa ein Drittel des Bildes einnimmt, kann als Symbol verstanden werden, nicht nur für das Leid dieser gekrümmten Frau, sondern auch grundsätzlich für alle Last, die Menschen mit sich herumschleppen und die verhindert, dass sie aufrecht leben und anderen auf Augenhöhe begegnen können.

Jesus wendet sich vielen Ausgegrenzten zu

Nicht immer ist das Belastende äußerlich so sichtbar, wie bei dieser Frau, die sich auch körperlich nicht mehr aufrichten konnte. Auch andere Menschen, denen Jesus begegnet, leiden unter einer enormen Last: Menschen, die krank sind oder eine Behinderung haben und deren Krankheit oder Behinderung auch noch als Strafe Gottes gedeutet wird, und Menschen, die aufgrund ihres Verhaltens als „Sünder“ abgestempelt und ausgegrenzt werden.

Jesu Botschaft: Das Reich Gottes beginnt hier und jetzt

Jesu Zuwendung zu den Leidenden, Benachteiligten und Ausgegrenzten hat mit seiner zentralen Botschaft zu tun. Im ältesten Evangelium sagt Jesus zu Beginn seines öffentlichen Auftretens: *„Die Zeit ist erfüllt. Das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium (= die gute Botschaft)!“* (Mk 1,15) Das Reich Gottes meint eine Welt, die so ist, wie Gott sie gewollt hat, wie sie wirklich Gottes Willen entspricht, also eine heile Welt, in der Gottes Liebe und Güte konkret erfahrbar sind. Dieses Reich Gottes liegt nicht in ferner Zukunft, sondern es ist zum Greifen nahe. Wer darauf vertraut und sich darauf einlässt, kann jetzt schon etwas vom heilenden Wirken Gottes erleben, hier und jetzt, im eigenen Leben.

Gott will, dass jeder Mensch das Leben hat und es in Fülle hat

Diese Zusage gilt jedem Menschen, nicht nur den Frommen und Angesehenen, die scheinbar gottgefällig leben, sondern auch und zuerst denen, die besonders spüren und darunter leiden, wie un-heil ihr Leben ist. Deshalb wendet sich Jesus auch am Ruhetag einer gekrümmten Frau zu und bewirkt, dass sie sich wieder aufrichten und aufrecht und frei leben und anderen begegnen kann. Deshalb wendet sich Jesus anderen Kranken zu und befreit sie vom dem, was sie lähmt und daran hindert, mit allen Sinnen zu leben. Deshalb setzt sich Jesus mit Zöllnern und anderen sogenannten Sündern an einen Tisch und zeigt ihnen, dass sie für ihn und für Gott dazugehören, und dass er ihnen zutraut, ihr Leben zu ändern und anders zu handeln.

In der Begegnung mit Jesus erfahren diese Menschen das, was jeder Mensch braucht zum Leben und was sie besonders nötig haben, um wieder aufleben zu können: Liebe und Zuwendung, Barmherzigkeit und Vergebung, Heilung und Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, das Gefühl, angenommen zu sein mit allem, was das eigene Leben ausmacht, und zugleich das Zutrauen, dass noch ganz anderes möglich ist. Und sie spüren, dass all dies im Sinne Gottes ist, dass Gott wirklich will und ermöglicht, dass sie wieder aufleben und auch noch ganz andere Lebensmöglichkeiten für sich entdecken.

Ein Satz aus dem Johannesevangelium bringt diese Erfahrungen mit Jesus auf den Punkt: *„Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“* (Joh 10,10)

Steffi Brüggemann,
Pastoralreferentin

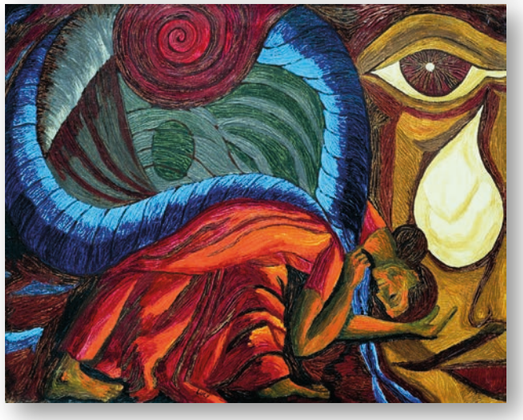
… und es in Fülle haben“

Die Heilung der gekrümmten Frau

Eine biblische Geschichte in drei Bildern (Lk 13, 10-17)
Gemälde der indischen Künstlerin Lucy D'Souza-Krone mit Erklärungen der Künstlerin.
(Die Bilder und Erklärungen sind von unten nach oben zu verstehen.)

3. Geheilt tanzt sie vor Freude mit anderen in der Gegenwart Gottes. Die Frauen sind wie Blütenblätter, die sich dem Licht öffnen.

2. Die Frau wendet sich mit beiden Händen Jesus zu, der in weißer Farbe wie die Träne gemalt ist. Durch ihn fließt aus Gottes Händen das Mitgefühl wie Wasser, das die beiden umschließt. Die Frau steht zwischen Licht und Finsternis. Im Rücken sind die Masken der Pharisäer, die auch als die sieben Todsünden verstanden werden können bzw. als ihre eigene Dunkelheit. Aber sie schaut geradewegs auf Jesus, und so ist Heilung möglich.



1. Die zur Erde gekrümmte Frau trägt ihre Bürde wie ein Lasttier. Sie leidet unter geistiger, physischer und emotionaler Gewalt, die von Familie, Gesellschaft, Religion, Tradition und Gesetz ausgehen kann. Mit der einen Hand hält sie an der Last fest, und sie hat die Augen geschlossen. Aber die andere Hand ist nach vorne geöffnet. So beginnt der Heilungsprozess, da sie ihre Wunden zum Licht bringt.

Das Auge Gottes sieht sie leiden und weint. So wie die weiße Farbe zu allen Farben passt, so gilt Gottes Mitgefühl allen, die leiden, und der ganzen Welt.

Die Frau in ihrer rot-orangenen Kleidung steht auch für unsere Mutter Erde, die von uns ausgebeutet wird.

Behinderung und ein Leben in Fülle

Ein Widerspruch?

Auf den ersten Blick fällt bei Menschen mit einer offensichtlichen Behinderung auf, was sie nicht können. Manche können nicht sehen, nicht hören oder nicht laufen. Andere können keinen Beruf ergreifen, mit dem sie selbstständig ihr Leben bestreiten. Oder sie können nicht ohne Hilfe in einer eigenen Wohnung leben. Einige brauchen vielleicht für die selbstverständlichsten Dinge wie Essen, Trinken und Körperhygiene die Hilfe anderer. Da wundert es nicht, dass Menschen mit Behinderung vielfach unter einem Blickwinkel wahrgenommen werden: als Menschen mit Defiziten. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung und werden damit als Adressaten von Fürsorge und Nächstenliebe gesehen.

Wie passt das mit der Zusage von Jesus zusammen: *„Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“* (Joh 10,10)?

Kann ein Leben voller Einschränkungen denn ein Leben in Fülle sein? Ja, das kann es und schon die Gegenfrage macht das deutlich: Wird das Leben in Fülle umso größer, je intelligenter ich bin, je mehr ich verdiene und je unabhängiger ich von anderen bin? Ein Leben in Fülle bezieht sich doch auf andere Werte, und die sind für Menschen mit und ohne Behinderung in gleichem Maße zugänglich und gleichzeitig nicht leicht zu verwirklichen.

Ein Leben in Fülle sieht für jeden Menschen anders aus und auch Menschen mit Behinderung sind keine homogene Gruppe. Sie unterscheiden sich in Alter, Geschlecht und Lebenslage. Behinderungen können körperlich, geistig oder seelisch sein, genetisch bedingt oder durch äußere Einflüsse bei der Geburt verursacht oder durch Unfall oder Erkrankung im späteren Leben erworben. Menschen mit Behinderungen machen die verschiedensten Lebenserfahrungen und teilen mit allen anderen die Höhen und Tiefen menschlicher Schicksale.

Neben aller Unterschiedlichkeit der Ursachen stellt sich die Frage: Was macht denn Behinderung eigentlich aus? Die Weltgesundheitsorganisation WHO unterscheidet drei Hauptfaktoren: körperliche Schädigungen, Beeinträchtigungen der geistigen, sozialen oder instrumentellen Fähigkeiten und Benachteiligungen bei der Teilhabe am Alltagsleben einer Gesellschaft. Erst aus dem Zusammenspiel von inneren und äußeren Faktoren entsteht Behinderung. Und so gibt es für einen Rollstuhlfahrer in einer barrierefreien Umgebung kaum Einschränkungen, aber das endet vielfach bereits am Bahnhof.

Behinderungen werden schnell mit Leiden, Schmerzen und Unglück verbunden. Dass Lebensfreude, Glück und Dankbarkeit im Leben von Menschen mit Behinderungen genauso ihren Platz haben, wird weniger wahrgenommen. Um der Würde von Menschen mit Behinderung gerecht zu werden, muss ihre Lebensfreude und auch ihre Lebensleistung gewürdigt werden. Auch wenn man dafür manchmal andere Maßstäbe heranziehen muss. Wie bei jedem Menschen sind Licht und Schatten, Freude und Trauer, Glück und Schmerz eng verwoben. Aus persönlichen Erfahrungen, aus der Bewältigung von Grenzsituationen und der Fähigkeit, daraus Zukunftsperspektiven zu entwickeln, besteht auch bei ihnen der Reichtum des Lebens.

Damit sollen durch Behinderungen verursachte Schmerzen und Leiden nicht verharmlost werden, aber das Lebensschicksal kann man darauf nicht reduzieren.

Gleichwohl benötigen Menschen mit Behinderung oft technische Hilfsmittel und medizinische und heilpädagogische Hilfen für ihre Entwicklung und die Förderung und Erhaltung ihre Lebensqualität. In sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren, in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen und in unterstützenden Wohnangeboten werden auf ihre Bedürfnisse angepasste Förderung und Betreuung ermöglicht. Und im Sinne der Inklusion wird das auch mehr und mehr in Kindergärten, Regelschulen und auf dem Arbeitsmarkt verwirklicht. Gerade Menschen mit Körperbehinderung sagen, dass das Problem nicht von ihren Sinnen oder ihrem Körper ausgeht, sondern von einer Welt, die nicht auf ihre Bedürfnisse angepasst ist. So ist es noch ein langer Weg, bis Inklusion in unserer Gesellschaft umgesetzt ist.

Dabei ist Inklusion nicht einfach die Auflösung von spezialisierten Einrichtungen mit ihren Angeboten. Es ist vielmehr die Haltung und Offenheit für die Unterschiedlichkeit des Lebens und die Vermeidung von Ausgrenzung. Hierbei muss aber immer der Maßstab sein, dass Menschen mit Behinderung die benötigte Unterstützung auch bekommen. Sei es in einem inklusiven Setting oder in einem spezialisierten Angebot. **So gesehen ist Inklusion kein Zustand, den man herbeiführen kann, sondern vielmehr eine Haltung als Grundlage für eine gesellschaftliche Entwicklung.** Und auch wenn manche darin einen Widerspruch sehen, ist eine inklusive Haltung mit der Offenheit für Unterschiedlichkeit und dem Abbau von Ausgrenzung auch in Einrichtungen der Eingliederungshilfe möglich, wie hier in der Region z.B. in Ingerkingen und im Heggbacher Wohn- und Werkstattverbund.

Ob nun ein inklusives Setting gelingt oder ein fachlich gut gestaltetes spezialisiertes Angebot gemacht wird: Entscheidend ist, dass Menschen mit Behinderung als Persönlichkeiten wahrgenommen werden, die ihr Leben gestalten können und nicht als „Objekte“ der fürsorglichen Hilfen gesehen werden.

Im christlichen Sinne ist der Mensch Ebenbild Gottes und dabei gibt es keinen Unterschied zwischen Leben mit und ohne Behinderung. Die menschliche Würde kennt keine Beschränkung, die je nach Fähigkeiten mehr oder weniger ausgeprägt ist. Damit erscheint uns das Ebenbild Gottes in einer großen Vielfalt, die uns vielleicht manchmal irritiert. Aber drückt nicht genau das die christlichen Werte aus, in denen Individualität, Schwäche und Verletzlichkeit angenommen und respektiert werden?

Menschen mit Behinderung können genau so ein Leben in Fülle führen wie andere Menschen auch. Dabei geben sie vielleicht ein Beispiel, dass man nicht jung und erfolgreich sein muss, damit das gelingt. Die Grundlage ist vielmehr eine Haltung, die jeder Mensch suchen und finden kann. Manche Menschen mit Behinderung finden dazu vielleicht unmittelbarer und auf einem emotionaleren Weg Zugang, als das über Intellekt und Reflexion möglich ist.

Wolf-Dieter Korek,
Dipl.-Psychologe,
Vorstand Landesverband Kath. Kindertagesstätten

Quellen

Ökumenischer Rat der Kirchen (2003), „Kirche aller – Eine vorläufige Erklärung“,
www.oikoumene.org/de/resources/documents/a-church-of-all-and-for-all-an-interim-statement

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (2003), „unBehindert Leben und Glauben teilen - Wort der deutschen Bischöfe zur Situation der Menschen mit Behinderungen“,
www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/deutsche-bischoefe/DB70.pdf

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (2019), „Leben und Glauben gemeinsam gestalten. Kirchliche Pastoral im Zusammenwirken von Menschen mit und ohne Behinderungen. Eine Arbeitshilfe der Deutschen Bischofskonferenz“ Arbeitshilfen Nr. 308,
www.dbk-shop.de/de/publikationen/arbeitshilfen/leben-glauben-gemeinsam-gestalten-kirchliche-pastoral-zusammenwirken-menschen-ohne-behinderungen.html

Ein Kind ist uns geboren

Im Kreißsaal war es ganz still – die Hebamme und die Ärztin haben ihn verlassen – da lagst du auf meinem Bauch, ganz nah an meinem Herzen, eingehüllt in warme Laken und wir schauten uns einfach nur an: Ich dich – durch einen Schleier aus Tränen des überwältigenden Glücks und der großen Erleichterung darüber, dass deine Geburt gut verlaufen ist – und du mich – hellwach, mit großen weiten Augen, neugierig das Leben zu entdecken und so, als ob du bereits ganz viel zu erzählen hättest. In diesem Augen-Blick, dem Moment der ersten Begegnung entstand eine tiefe Liebe zu dir und das ganz ohne Worte.

Das Warten hatte ein Ende - nun war es greifbar, auf was wir in den letzten Monaten sehnsüchtig gewartet haben: die Ultraschallbilder und Tritte im Bauch haben nun einen Namen bekommen: unser Kind, was wir zutiefst berührt in unseren Armen hielten. Übergroße Freude und Herzklopfen übermannten uns, vermischten sich jedoch mit der Ungewissheit, was die Zukunft bringen wird, wie sich unser bisheriges Leben verändern wird und immer wieder der Frage, ob wir gute Eltern sein werden.

Kuschelzeit, Kennenlernzeit, sich völlig der neuen kleinen Familie widmen, die eigenen Bedürfnisse zunächst zurückstellen, um ganz für den neuen Erdenbewohner da zu sein - einfach nur genießen - die ersten Wochen waren etwas ganz Wunderbares. Wie oft saßen wir da und haben gestaunt über das kleine große Wunder - über unser Kind - dem man minuten- und stundenlang einfach nur zuschauen kann, immer im Bewusstsein, dass es ohne uns komplett hilflos ist und sich in Mamas und Papas Armen am allerwohlsten fühlt. Und doch war es genau diese Zeit, in der wir besonders großen Respekt vor dem Alltag hatte: Stillen, Schlafmangel, Herausforderungen. Für viele Erstlingsmamas sind das keine Fremdwörter.

„Genieße die Zeit, sie geht so schnell vorbei“. Jetzt, über eineinhalb Jahre später nach diesem prägenden Ereignis, gehen mir immer wieder die Worte meines Kollegen durch den Kopf. Obwohl man das erste Drehen, die ersten Krabbelversuche und die ersten Zähnchen, ja vor allem die ersten Schritte kaum erwarten kann, ist diese erste Zeit tatsächlich so schnell vergangen. Auch, weil man jeden Tag etwas Neues entdecken darf: Es ist großartig, was ein Kind im ersten Lebensjahr erlernt; mit welcher Freude es die Welt entdeckt und an welchen Kleinigkeiten sich ein Kind erfreut. Und auch wenn es wirklich schwierige Zeiten gab mit vielen schlaflosen Nächten, so gibt es doch nichts Schöneres, als mit einem Kinderlächeln am nächsten Morgen geweckt zu werden und die ganzen Strapazen der Nacht scheinen wie weggeblasen.

Was sich verändert hat? Glücklicherweise viel. Obwohl Ausschlafen am Wochenende zu einer Rarität geworden ist, der Fernseher abends, wenn überhaupt, sehr spät eingeschaltet wird und das Familienleben nur mit viel Planung und Absprachen funktioniert: Wir haben gelernt, wieder mehr im Moment zu leben, achtsamer zu sein, Dinge entspannter zu sehen und die kleinen Dinge des Lebens zu genießen.

Wir sind unendlich dankbar über unsere kleine Familie, über die bedingungslose Liebe, die sich in unseren Herzen ausbreitet, ganz besonders, als unser Kind strahlend vor uns stand und das erste Mal „Mama“ und „Papa“ sagte. Auch wenn viele Herausforderungen auf uns warten werden, freuen wir uns, unser Kind bei seiner Entwicklung begleiten zu dürfen. Und genau diese Einstellung, dieses Träumen wünschen wir uns und allen, um das Leben mit Kind in vollen Zügen genießen und die Probleme meistern zu können. Denn: ein Leben mit Kind ist nicht perfekt, aber deshalb so großartig, spannend und wunderbar!

„Es ist eine große Verantwortung, sagt die Vorsicht.
Es ist eine enorme Belastung, sagt die Erfahrung.
Es ist ein Wunder, sagt das Herz.
Es ist das größte Glück, sagt die Liebe.
Es ist unser Kind, sagen wir. Einzigartig und kostbar.“
Rudyard Kipling (1865 - 1936)

Kathrin Schlanser,
Redaktionsteam

Das Leben ist schön, auch wenn es kurz ist

Interview mit einer Mutter, deren Kind drei Monate nach der Geburt verstarb

Franziska P., Sie leben mit Ihrem Mann und Ihrer siebenjährigen Tochter in der Nähe von München. Als Sie vor ungefähr fünf Jahren wieder schwanger wurden, freuten sie sich alle sehr auf Ihr weiteres Kind. Aber dann gab es Komplikationen.

In der zehnte Woche wurde uns mitgeteilt, dass unser Kind eine ausgeprägte Nackenfalte habe. Dies könne auf ein Down-Syndrom hinweisen, aber auch auf eine Herzkrankheit. Das Thema Trisomie war für uns kein Thema, da für uns eine Abtreibung nicht in Frage kam. Daraufhin setzte eine Art Untersuchungsspirale ein und bald wurde ein Herzfehler diagnostiziert. Erschreckend war für uns der Druck von medizinischer Seite, eine Genetik-Untersuchung zu machen, um alle Möglichkeiten offen zu halten. Man gab uns mehr oder weniger direkt zu verstehen, dass Abtreibung eine Möglichkeit wäre. Wir sind kirchlich weniger gebunden, empfanden allerdings in dieser Zeit die eindeutige ablehnende Position der Kirche zum Thema Abtreibung als Hilfe und Bestärkung.

Sie und Ihr Mann standen vor einer schweren Entscheidung. Können Sie uns etwas über diese Zeit sowie über Ihre letztendliche Entscheidung erzählen?

Mein Mann und ich waren uns einig, dass das Kind zur Welt kommen sollte, was dann geschieht, liegt nicht mehr in unserer Hand. Die Lebensprognosen waren sehr gut; zwar mussten wir mit verschiedenen OPs rechnen, aber es schien machbar.

Wie waren die Reaktionen Ihrer Umgebung auf Ihre Entscheidung, das Kind auszutragen?

Konstantin und seine Schwester Kalea

Im privaten Umfeld weitestgehend positiv. Schwierigkeiten gab es mitunter mit Teilen des medizinischen Personals, die relativ stark das Thema Abtreibung favorisierten.

Haben Sie während dieser schwierigen Zeit der Schwangerschaft Unterstützung und Hilfe bekommen?

Die größte Hilfe war meine Hebamme des ersten Kindes und mein Mann. Daneben gab es noch weitere Unterstützung aus dem Familien- und Bekanntenkreis sowie durch seelsorgerliche und psychologische Dienste im Krankenhaus.

Im Mai 2018 wurde Ihr Sohn Konstantin geboren. Wie erlebten Sie dieses Ereignis und wie ging es weiter?

Es war eine schwierige Geburt mit Notkaiserschnitt und Komplikationen. Ich habe mein Kind die ersten 24 Stunden gar nicht gesehen, da es sofort ärztlich versorgt werden musste. Die medizinische und psychologische Versorgung durch das Personal war hervorragend und sehr liebevoll. Konstantin war erstaunlich vital und hatte nicht die erwarteten Symptome. Dennoch gab es aber weitere Komplikationen mit Verlegungen in verschiedene Kliniken. Nach sechs Wochen kam er dann erstmals nach Hause. Nach weiteren lebensbedrohlichen Situationen wurde er nach zwei Wochen ins Klinikum Großhadern eingeliefert. In dieser Zeit war immer jemand von unserer Familie bei ihm. Sehr hilfreich war ein Wohnhaus der Ronald McDonald-Stiftung direkt neben der Klinik, wo wir Angehörigen wohnen konnten und wo es auch ein Programm für die Geschwister gab.

Trotz aller ärztlichen Bemühungen starb Ihr Sohn Konstantin im Juli 2018. Wie gingen bzw. gehen Sie mit dieser schmerzhaften Erfahrung um?

Zunächst waren die Prognosen und die Entwicklung ja recht gut. Dann aber gab es eine rapide Verschlechterung und Ende Juli starb dann Konstantin nach drei Monaten am Geburtstag seiner dreijährigen Schwester. Ich war sehr traurig, aber innerlich auch ruhig, da ich so viel anteilnehmende Liebe erfahren durfte. Das Personal der Station blieb z. B. auch nach seiner Schicht die ganze Zeit des Sterbens von Konstantin da. So konnte ich im Laufe der Zeit Frieden mit der Situation schließen.

Vielen Dank für Ihre offenen, persönlichen Ausführungen. Möchten Sie zum Schluss unseren Leserinnen und Lesern noch etwas mitgeben?

Als ich Konstantin das erste Mal im Arm hielt, dachte ich: Für diesen einen Augenblick hat sich alle Mühe und alles Leid gelohnt. Und jedes Leben ist es wert, gelebt zu werden- auch wenn es kurz ist.

Das Interview führte Rudi Andritsch,
Redaktionsteam

Eine Art Katharsis*

Leben ist Bewegung, ist Streben, ist Hoffen. Manchmal ist es pure Freude, manchmal Enttäuschung oder sogar Leid. Leben heißt atmen. Unser Atem kommt und geht, er ist – wie wir Christen es nennen – der Odem Gottes, der lebendig macht. Über diesen Geist schreibt Paulus an die Korinther: „Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt."

Darüber habe ich bei vielen Beerdigungen gepredigt, doch die existentielle Bedeutung dieser Worte verstand ich erst, nachdem ich von der Grenze, die das Leben vom Tod trennt, zurückkehren durfte. Diese Möglichkeit wurde mir geschenkt. Niemand schafft es aus eigener Kraft, doch um mich herum hat es Menschen gegeben, durch die ich wieder zu atmen begann. In meiner dankbaren Erinnerung erscheinen sie bis heute alle als eine Art Engel, die der Herr berufen und mir zur Seite gestellt hat. Damit ich lebe. Der erste Engel - meine Frau, weiter der Diensthabende in der DRK-Zentrale, die Sanitäter, die in unsere Wohnung stürmten, die Notärzte in Biberach, in Cavallino und in San Donna di Piave, die Intensivschwestern und Mediziner hier und in Italien. Sie haben meinen ins Jenseits fahrenden Leib zur Umkehr gezwungen und mir den Herzschlag und den Atem wiedergeschenkt. Es waren Engel mit Händen und Füßen anstelle von Flügeln, einfach gute, fähige Leute. Dank ihnen weiß ich, dass der Eintritt in diese Welt nicht angenehm ist und dass man Zeit braucht, um zu begreifen, wie wertvoll und wie schön das Leben ist. Nach ein paar Stunden atmet man wieder gerne ein und aus, man fühlt sich herrlich erleichtert und ist dankbar, wieder am Leben zu sein.

Zweimal bin ich diesen Weg gegangen und habe die Strapazen dieses Weges bewusst wahrgenommen: Das Wiederankommen in dieser Welt, den damit verbundenen Kampf, später das Gefühl der Dankbarkeit und der Freude über die wiedergewonnene Leichtigkeit des Seins. Ich habe gespürt, wie köstlich es ist, die Luft einzuziehen und wieder fahren zu lassen. Es ist wie eine Wiedergeburt.

Manchmal fragen mich Menschen, welche Erinnerungen oder Ängste mich in den kritischen Stunden begleiteten oder auch ob und inwiefern diese meine Erfahrungen mein Leben veränderten.

Ich erinnere mich nicht an Angst, sah keine Dunkelheit, auch kein Licht am Ende des Tunnels. Ein Gefühl der Unsicherheit und Unruhe war da, Atemnot und Brustschmerz – ja, sonst nichts.

Kurz: Mir scheint das Sterben leichter zu sein als die Wiederkehr in das Leben. Es ist aber meine persönliche Erfahrung, nichts Allgemeingültiges.
Hat sich mein Leben dadurch verändert? Aber ja.
Ich habe am eigenem Leib erfahren, wie zerbrechlich das Menschenleben ist. Diese Erfahrung hat mich jedoch nicht entmutigt, sie macht mich auch nicht befangen.

Im Gegenteil, in vielerlei Hinsicht lebe ich jetzt gelassener, furcht- und zwangloser, spontaner. Eigentlich bin ich schon immer so gewesen und jetzt bin ich es um so mehr!

Denn das Wissen um die Endlichkeit des Lebens ist mir keine dunkle Wahrheit mehr. Die Ernsthaftigkeit des Todes und die damit verbundene Bangigkeit sind aus meinem Leben nicht verschwunden, aber sie wurden relativiert: Sie begleiten mich, sind Gefährten auf meinem Weg durch die Zeit geworden.

Und mein Glaube an die Weisheit Gottes, an seine Barmherzigkeit und Güte ist fester, konkreter geworden. Man kann es glauben oder nicht, doch ich weiß es jetzt: Der Schöpfer meint es gut mit uns!

Damian Walosczyk
Diakon i.R. SE Biberach

* Reinigung

„Sterben ist ein Teil des Lebens"

Interview mit Hospizmitarbeiterin Christa Willburger-Roch

Frau Willburger-Roch, seit wann arbeiten Sie im Hospiz Haus Maria und was haben Sie vorher gemacht?

Im Dezember 2014 habe ich zunächst als Hauswirtschafterin im Hospiz angefangen, konnte aber auf meinen Wunsch hin nach einem Jahr in die Pflege wechseln, nachdem ich einen entsprechenden einjährigen Palliativkurs abgeschlossen hatte. Zuvor war ich 28 Jahre als Hebamme in der Geburtshilfe des Krankenhauses in Riedlingen tätig.

Wie kam es zu dem beruflichen Wechsel? Gab es einen Anlass?

Ich habe mich bis zu ihrem Tod um meine Mutter gekümmert, die im April 2014 ins Hospiz kam. Dort lernte ich in den sechs Wochen als Angehörige das Hospiz kennen und schätzen. Ich fand es großartig und so hilfreich, wie ich als Tochter dort getragen wurde. Da die Geburtshilfe in Riedlingen mittlerweile geschlossen war, habe ich gleich zugesagt, als mir später die Stelle im Hospiz angeboten wurde.

Wie ist es Ihnen damit ergangen, insbesondere am Anfang?

Ich war selbst etwas überrascht, dass ich keinerlei Berührungsängste mit unseren Gästen, aber vor allem mit dem Tod hatte. Im Gegenteil, ich war beeindruckt, mit welcher Würde, Freundlichkeit und Schmerzfreiheit die letzte Strecke verbunden sein kann. Als Gast bei uns ist man stets im Kopf der dort Arbeitenden, das finde ich eine schöne Vorstellung. Die aufwändige, anspruchsvolle Pflegetätigkeit, insbesondere die Wundpflege, war für mich anfangs schwierig und eine große Umstellung zu meiner vorherigen Tätigkeit. Wie viele habe ich früher gedacht, als Hospiz-Mitarbeiter*in sitzt man viel am Bettrand und dass die Menschen dort nach wenigen Tagen versterben. Es gibt aber auch Gäste die lange, manchmal viele Monate, bei uns sind und ich sehe oft schwere, äußerliche Wunden, die einen mitunter an seine Grenzen stoßen lassen. Wir lassen uns Zeit für unsere Gäste und auch deren Angehörige, lassen niemand allein und hören zu. Das heißt nicht, dass wir im Hospiz nur über das Sterben reden, überhaupt nicht. Aber jeder Gast hat die Möglichkeit, wenn er/sie es möchte, es findet seinen Platz und Raum.

Was sind die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede der beiden Tätigkeiten?

Die Aufmerksamkeit und Sorge, mit der ich mich früher Gebärenden und heute Sterbenden widme, ist gleich. Man ist mit ganzem Herzen dabei und versucht abzulesen was gerade gebraucht wird. Ich berühre in beiden Fällen, setze meine Hände ein und spreche Mut zu, dem einen, dass er oder sie gut sterben kann und der anderen, dass sie es schafft, ihr Kind gut auf die Welt zu bringen. Im Gegensatz zu früher, als ich auf den ersten Atemzug der Säuglinge gewartet habe, warte ich nun auf den letzten Atemzug eines Menschen. Aus meiner alten Routine ist der automatische Blick auf die Uhr geblieben, früher für die Geburtszeit und nun für die Sterbezeit. Ich finde es wichtig, dass man sowohl bei Geburt als auch beim Sterben der Natur ihren Lauf lässt und möglichst wenig eingreift.

Hat sich mit den Erfahrungen aus den zwei Berufen Ihre Sichtweise auf das Leben geändert?

Mir ist aufgefallen, wie intensiv sich Eltern auf die Geburt vorbereiten, mit Kursen und Literatur, während das Thema Sterben und Tod viele total unvorbereitet trifft. Deswegen rate ich allen, mit den Menschen, die einem nahestehen, im Gespräch herauszufinden, was er oder sie sich wünscht. Sterben ist ein Teil des Lebens, auf den man auch schauen sollte und es gibt den Angehörigen später die Gewissheit und Ruhe, dass man alles so gemacht hat, wie es der Sterbende wollte. Diese Ruhe nimmt man ein Leben lang im Herzen mit.

Frau Willburger-Roch, vielen Dank für dieses Gespräch.

Das Interview führten Wiebke Mahlbacher und Steffi Brüggemann, Redaktionsteam

„Die Suizid-Entscheidung annehmen, aber nicht gutheißen“

Annehmen, aber nicht gutheißen - wie kann das in einem so schwierigen Feld wie dem Suizid und näherhin des assistierten Suizids gelingen? Nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 26.2.2020, in dem grundsätzlich ein Recht auf ein selbstbestimmtes Sterben formuliert und der Straftatbestand der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung für verfassungswidrig und nichtig (§217 StGB) erklärt wurde, kochten die Debatten hoch: Zum einen was ein solches Recht umfasst und zum anderen, wer wie involviert werden soll/muss.

Weniger geht es dabei um die in Deutschland verbotene Sterbehilfe (hier würde der:die Arzt:Ärztin auf Wunsch des Menschen aktiv töten), sondern mehr um Assistenz beim Suizid. Hier will der Mensch mit einem Suizidwunsch aus dem Leben scheiden und möchte dafür Hilfe (in Form eines tödlich wirkenden Mittels) bekommen. Sogenannte harte Suizide sind solche, die durch Sich-Erhängen oder Sich-Überrollenlassen durch ein Verkehrsmittel von statten gehen. Die Suizidassistenz hat demgegenüber einen Menschen, der selbst das tödlich wirkende Mittel zu sich nimmt und dem dabei assistiert wird, als Handelnden im Blick.

Gerade dreht sich die politische und gesellschaftliche Diskussion darum, dass die Suizidassistenz für Deutschland wieder neu gesetzlich geregelt werden soll. Drei Gesetzentwürfe, die von Abgeordneten quer durch alle Parteien unterstützt werden, werden im November 2022 in den politischen Gremien diskutiert: Einer eher strikten Regelung, welche die Frage der Suizidassistenz an Hürden bindet (Pflichtberatung, ärztliche Fachgutachten, Altersgrenzen, Verankerung weiterhin im Strafgesetzbuch usw.) stehen eher liberalere Regelungen gegenüber, welche die Sterbephase beispielsweise nicht als Ausgangspunkt der Überlegungen für die Zulässigkeit von Suizidassistenz nehmen.

Im Deutschen Ethikrat, der aus insgesamt 26 Mitgliedern aus unterschiedlichen Fachrichtungen zusammengesetzt ist, wurde die Frage nach dem Suizid kontrovers diskutiert. Zu dieser Auseinandersetzung und zur Phänomenologie der Sterbewünsche kann jederzeit auf den Livestream auf der Homepage des Deutschen Ethikrates zugegriffen werden. Nach fast zweijähriger Befassung mit dem Thema im Ethikrat erschien nun im September 2022 eine Stellungnahme: „Suizid – Verantwortung, Prävention und Freiverantwortlichkeit“. Die wichtigste Forderung ist hierbei die Stärkung der Suizidprävention, bevor überhaupt über Suizidassistenz nachgedacht werden sollte.

Drei zentrale Anliegen verfolgt die über 100-seitige Stellungnahme:

- ein angemessenes Bewusstsein für die Vielschichtigkeit von Suizidalität schaffen,
- die Voraussetzungen freiverantwortlicher Suizid-Entscheidungen präzisieren und
- unterschiedlich gelagerte Verantwortungen verschiedener Akteurinnen und Akteure im Kontext von Suizidentscheidungen und -prävention aufzeigen.

Es ging uns im Grunde um den angemessenen Umgang mit suizidalen Krisen und nicht um die unterschiedlichen gesetzlichen Entwürfe. Die Sache ist einfach größer als nur die Frage nach der Suizidassistenz.

Die wahrzunehmende Bedeutung der Suizidprävention besteht darin, die Veranschaulichung von personalen, sozialen und gesellschaftlichen Seiten von Suizidalität zu ermöglichen. Dies geschieht in der Stellungnahme dadurch, dass reale Fälle anonymisiert dargestellt werden, um die Unfassbarkeit von Suizidwünschen erahnen zu können. Oft geht ein längerer Prozess innerer und äußerer Einengungen und Belastungen den Suizidgedanken voraus, wie in den Fällen beschrieben. Dabei werden individuelle Faktoren charakterisiert, die auf Suizidgedanken und deren Entwicklung Einfluss nehmen, wie auch die soziale und die gesellschaftliche Umwelt beleuchtet. Sowohl Möglichkeiten der Thematisierung von Suizid im Schulunterricht als auch in der Medienberichterstattung haben wir im Ethikrat kritisch diskutiert.

Im Urteil des zu Beginn genannten Bundesverfassungsgerichts wurde von Freiverantwortlichkeit gesprochen. Aber was heißt nun Freiverantwortlichkeit? Um diese Freiverantwortlichkeit wurde lange im Ethikrat gerungen. Denn am Schluss stand die Aussage, **dass die freiverantwortliche Entscheidung rechtlich und ethisch als Ausdruck des Selbstbestimmungsrechts zu respektieren ist, wenn es um die Beendigung des eigenen Lebens geht. Die Suizid-Entscheidung annehmen, aber nicht gutheißen – das ist eine schwierige Gratwanderung.**

An die Frage der Freiverantwortlichkeit beim Suizid muss in meinen Augen ein besonders hohes Maß an Selbstbestimmung angelegt werden, da die Entscheidung irreversibel ist. In meinen Augen muss die hinreichende Überlegtheit wie auch Festigkeit und Eigenständigkeit der Entscheidung geprüft werden. Vor allem geht es auch darum, alle psychischen Erkrankungen wie Depressionen, die in nicht wenigen Fällen im Hintergrund stehen, in einer Pflichtberatung und psychiatrischen Begutachtung zu prüfen. Schließlich liegt aber die Letztverantwortung bei der suizidalen Person.

Freiverantwortlichkeit beinhaltet jedoch auch, alternative Handlungs- und Entscheidungsoptionen kennenzulernen, die von An- und Zugehörigen sowie Fachkräften, wenn möglich, an suizidwillige Personen herangetragen werden. Dafür braucht es verschiedene Angebote für die ganze Gesellschaft, die konsequent an den Zielen der Suizidprävention zu orientieren sind. Einrichtungen wie solche der stationären Langzeitpflege sollten ihr Leitbild um Überlegungen zur Sterbekultur weiterentwickeln. **Aber es wurde in der Stellungnahme die rote Linie gezogen, die besagt, dass keine Einrichtung dazu verpflichtet werden darf, assistierten Suizid anzubieten bzw. ihre Mitarbeitenden dazu nicht herangezogen werden dürfen. Es gelte der Gewissensvorbehalt.**

Als katholische Theologin im Deutschen Ethikrat kam mir damit in diesem Feld keine einfache Aufgabe zu, denn lange war der Suizid ein absolutes Tabu. Noch mancher mag sich an die Beerdigung von Suizidenten außerhalb der Friedhofsmauern erinnern. Als Vertreterin einer Ethik der Vulnerabilität (Verwundbarkeit), also derjenigen, die im Prozess am Verletzlichsten sind und das sind beileibe nicht nur die Suizidwilligen, sondern eindeutig das ganze Umfeld, sollten alle ihre Rechte und Pflichten gegenüber dem mittelbaren wie unmittelbaren Suizidgeschehen reflektieren können. Was ist, wenn alles getan wurde, und der Suizidwunsch doch noch besteht? Früher wurde die Absage an den Suizid damit begründet, dass Gott der Herrscher über Leben und Tod sei. Dieses Gottesbild ist nicht mehr unbedingt jenes, wie es die personale Beziehung zwischen Mensch und Gott umfasst. Für uns Gläubige ist der Suizid Hoffnungsabsage. Alle Hoffnung auf Besserung und Gottes Hilfe ist erloschen. **Alles dafür zu tun, die Hoffnung nicht erlöschen zu lassen, ist deswegen im Rahmen der Suizidprävention die – nicht nur katholische – Kernaussage.** Pflichtberatung (ähnlich der Konfliktberatung beim Schwangerschaftsabbruch), eine Altersgrenze ab 18 Jahren für den assistierten Suizid, die Ernsthaftigkeit des Suizidwillens auch über einen längeren Zeitraum zu prüfen usw. – die Mittel sind nicht immer populär, aber sollen den nicht nur verfassungsrechtlich verbürgten Lebensschutz zum Ausdruck bringen. **Am Schluss muss angenommen, aber nicht gutgeheißen werden.**

Prof. Dr. Kerstin Schlögl-Flierl, geb. 1976, Inhaberin des Lehrstuhls für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg, seit 2020 Mitglied im Deutschen Ethikrat

Suizidpräventionsprojekt [U25]

(v.l.) Julia Tietze, Daniela Fiedler

Alle 57 Minuten nimmt sich in Deutschland eine Person das Leben. Suizid war in der Altersgruppe der 10- bis 25-jährigen im Jahr 2020 die häufigste Todesursache. Diese alarmierende Statistik zeigt, wie bedeutsam es ist, das Thema mehr in den Fokus zu rücken. Genau das will das Suizidpräventionsprojekt [U25] der Caritas erreichen. Einen von elf Standorten in Deutschland betreibt die Caritas Biberach-Saulgau.

[U25] ist eine Online-Beratungsplattform, die sich an Jugendliche und junge Erwachsene in Krisen und schwierigen Lebenslagen mit und ohne Suizidgedanken richtet. Dabei haben die Ratsuchenden die Möglichkeit eines einmaligen oder längeren Mailkontaktes zu ehrenamtlichen Berater*innen, die eine Ausbildung durchlaufen haben und von hauptamtlichen Sozialarbeiter*innen betreut werden. Die Ehrenamtlichen werden auch „Peers“ genannt, weil sie sich in einem ähnlichen Alter und damit häufig auch in einer ähnlichen Lebenssituation wie die Ratsuchenden befinden – auch deshalb können sie die Probleme der Ratsuchenden leichter nachvollziehen und individuell auf deren Situation eingehen.

Die Beratung per Mail ist kostenlos und vertraulich. Dadurch schafft [U25] einen Raum für Offenheit und Verständnis. Klient*innen können dort auch schwierige Themen wie Suizidalität, Selbstverletzung oder schambehaftete Themen wie psychische Störungen thematisieren.

Eine Peer von [U25] Biberach-Saulgau (Autorin der Redaktion bekannt)

Info

Weitere Infos über das Angebot sind über u25-biberach.de oder per Mail an: u25@caritas-biberach-saulgau.de (Daniela Fiedler & Julia Tietze) zu finden.

Ein Baum der Erinnerung

Aktion der Selbsthilfegruppe AGUS (Angehörige um Suizid) gemeinsam mit [U25], zum Welttag der Suizidprävention.

In Biberach, am Weg von der Stadthalle nach oben, vorbei am Weißen Turm Richtung Gigelberg lädt eine Bank zum Verweilen ein. Am 10. September 2022, Welttag der Suizidprävention, wurde an diesem Platz eine kleine Linde gepflanzt, als „Baum der Erinnerung“ auf Initiative der AGUS Gruppe Biberach und [U25], in Patenschaft des Vereins „Trees of memory“.

Zur Baumpflanzung in Biberach übernahm Pamela Metzeler vom Verein „Trees of memory“ die Patenschaft. In einer sehr berührenden Rede stellte sie aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus dar, wie tiefgreifend ein Suizid das Leben der Hinterbliebenen erschüttert: „Ein Verlust durch Suizid reißt die Angehörigen, die Familien und Freunde in tausend Stücke. So gewaltig ist der Schmerz, die Trauer und oftmals auch die Wut. Wir fragen uns, warum es uns nicht gelang den Verstorbenen im Leben zu halten. Was wir noch hätten tun können. Was wir übersehen haben.“

Tree of memory

Wieder ins Leben zurückzufinden, ist für die Hinterbliebenen ein langer, schwerer Weg. Bei AGUS, einem Verein mit bundesweit etwa 85 Selbsthilfegruppen, Online-Angeboten, Fortbildungen, Workshops, Seminaren u.v.m. stützen und begleiten Betroffene sich gegenseitig. Seit 2011 gibt es in Biberach eine AGUS- Gruppe.

Über den Baum der Erinnerung am Gigelberg sprach Dekanatsreferent Björn Held den Segen. „Dass er ein Ort des Trostes werde für alle, die um einen Menschen trauern, [...] dass er zum Mahnmal werde, [...] das uns hilft, miteinander ins Gespräch zu kommen [...], dass er zum Zeichen der Hoffnung werde“.

Martha Wahl, AGUS Gruppe Biberach

Info

An die AGUS-Gruppe Biberach kann sich jeder wenden, der einen nahestehenden Menschen durch Suizid verloren hat, gleich wie lange es her ist. Telefonische Kontakte: Monika Fritschle, Tel. 07351 181951 oder Martha Wahl Tel. 07583 770

„Sterben wir, so sterben wir dem Herrn“

Warum Selbsttötung für Christen keine Lebensmöglichkeit ist

Jedes Mal, wenn ich diese Brücke überquere, kommt mir meine Mutter in den Sinn. 76 Jahre war sie alt, als sie sich im Februar 2020 von dort zu Tode gestürzt hatte. Eine Depression hatte sie mit unabänderlicher Entschlossenheit auf diesen Todesfall hingeführt. Monatelang war sie nach einer Augenoperation auf eigene Sehprobleme fixiert. Als es uns Angehörigen dämmerte, dass mit ihrer Seele etwas im Argen lag, entsprang sie uns in den Tod. Kein Einzelfall: Jüngst im August stürzte sich eine Freundin mit Anfang 30 mitternachts vor den Zug. Die eigene Depression, die sie nicht erkennen konnte, hatte sie ihrer elf Monate alten Tochter entfremdet – was für eine dämonische Todesmacht, die selbst eine Mutterliebe zu überwinden wusste.

Die meisten Selbsttötungen geschehen nicht freiwillig. In der Regel sind Menschen, die einen Suizid an- oder begehen, Getriebene, die eben keinen „Freitod“ gewählt haben. Und doch wird gegenwärtig in Sachen Selbsttötung vorrangig über das Recht auf ein selbstbestimmtes Sterben bzw. über das Prozedere eines assistierten Suizids diskutiert. Dazu hat das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil vom 26. Februar 2020 folgende Aussagenreihung getroffen: „Das allgemeine Persönlichkeitsrecht umfasst als Ausdruck persönlicher Autonomie ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben. Das Recht auf selbstbestimmtes Sterben schließt die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen. [...] Die Freiheit, sich das Leben zu nehmen, umfasst auch die Freiheit, hierfür bei Dritten Hilfe zu suchen und Hilfe, soweit sie angeboten wird, in Anspruch zu nehmen.“

Die Wendung „Recht auf selbstbestimmtes Sterben“ ist nicht begriffsklar gefasst. Als fortschreitendes Erlöschen der vitalen Organfunktionen ist Sterben zuallererst ein Widerfahrnis am eigenen Leib, das es zu erleiden gilt. Weder die sterbliche Wirkung eines bösartigen Tumors noch die einer Altersschwäche lassen sich eigenwillig bestimmen. Als Widerfahrnis korrespondiert das Sterben dem Geboren-worden-Sein, über das ein Mensch ebenfalls nicht selbst verfügen kann. Was durch Entscheidungen, Handlungen und Unterlassungen mitbestimmt werden kann, ist nicht das Sterben selbst, sondern Umstände und Verlauf des jeweiligen Sterbeprozesses.

Im Unterschied zum Sterben ist das Töten eine aktive, zurechenbare Tat. Als selbstwirksame Handlung greift die Tötung – auch der Suizid – dem passiven Sterben vor. In Ermangelung eigener Sterbekunst (*ars moriendi*) soll die selbstbestimmte Tötung einem das eigene Sterben ersparen. Als Getöteter muss man eben nicht mehr sterben. Auch wenn persönliche Motive für solch eine Tat nachvollziehbar sind, bleibt für Christen der Konflikt mit dem göttlichen Gebot bestehen: „Du sollst nicht töten!“

83 Jahre war mein theologischer Lehrer alt, als er 2012 von einem Tag auf den anderen zu essen aufhörte. Wissend um zukünftige gesundheitliche Beeinträchtigungen entschied er sich zum freiwilligen Verzicht auf Nahrung. Keine Engelsstimme „Steh auf und iss“ wie beim lebensmüden Elija unterm Ginsterbusch (1.Könige 19) drang zu ihm durch. Er blieb bei seinem Entschluss bis zum eigenen Tod vier Wochen später – mit einer Ausnahme: Auf seinem Sterbebett empfing er das Heilige Abendmahl: „Christi Leib für Dich gegeben [...] Das stärke und bewahre dich im Glauben zum ewigen Leben.“ So hat er sich nicht selbst getötet, sondern sich eigenwillig dem Sterben-Müssen überlassen, wo es für uns Christen mit Paulus heißt: *„Keiner von uns lebt sich selber und keiner stirbt sich selber: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn.“* (Römer 14,7f)

Pfarrer Dr. Jochen Teuffel, geb. 1964, seit 2009 Gemeindepfarrer in Vöhringen/Iller, von 2002 bis 2008 Dozent für Systematische Theologie am Lutheran Theological Seminary in Hongkong

TITELTHEMA

Geschaffen für „mehr als alles“ oder „tragische Kreatur?“

Versuch einer Annäherung an das „ewige Leben“

Glücksmomente im Leben

Es gibt Momente im Leben, an denen man die Uhr gerne anhalten würde. Momente, in denen für einen Wimpernschlag alles perfekt wirkt, die man nicht mehr loslassen möchte und die sich tief in das eigene Erinnern eingraben: Der erste leidenschaftliche Kuss zweier Verliebter zum Beispiel, die glückliche und gesunde Geburt eines Kindes, die Nachricht, eine schwerwiegende Krankheit überwunden zu haben, oder auch unbeschwerte und erfüllte Stunden gemeinsam mit Familie und Freunden. Die Liste ließe sich beliebig lange ergänzen – um Erfahrungen, die jeder Mensch im Laufe seines Lebens macht und die einhergehen mit eben dieser Sehnsucht: So könnte es für immer und ewig bleiben.

Literatur und Musik greifen diese Sehnsucht gerne auf. Die deutsche Band „Ich + Ich“ hat diese sehnsüchtige Erfahrung in ihrem Song „So soll es bleiben“ sehr treffend musikalisch verpackt: „Ich will sagen / So soll es sein / So kann es bleiben / So hab ich es mir gewünscht / Alles passt perfekt zusammen /Weil endlich alles stimmt / Und mein Herz gefangen nimmt.“

Glücksmomente sind endlich

Bei aller Sehnsucht, perfekte Lebensmomente festhalten zu wollen: Die pragmatische Erfahrung spricht eine andere Sprache. Es bleibt eben nicht so – das erlebte Glück ist flüchtig. Mal hält es nur wenige Wimpernschläge lang an, mal länger – aber es geht zu Ende. Und spätestens wenn wir über den offenen Gräbern geliebter Menschen stehen – und dabei unweigerlich auch an das Grab denken, das für uns selbst eines Tages ausgehoben werden wird – zeigt sich in aller Härte und Radikalität: So sehr wir es uns oft auch anders wünschen mögen – das Glück dieser Welt ist endlich. Und es stellt sich bohrend die Frage: Was ist mit dieser immer wieder aufblitzenden Sehnsucht nach Ewigkeit, nach dem festgehaltenen perfekten Moment, wenn sie sich doch nachweislich in dieser Welt nicht erfüllen lässt? Ist sie am Ende nicht doch einfach eine interessante Laune der Evolution, Ausdruck der immensen Leistungsfähigkeit der Vorstellungskraft eines hochentwickelten Primaten? Und – so ließe sich weiter fragen – macht diese Sehnsucht den Menschen dann nicht zur tragischsten aller Kreaturen, die zwar in der Lage ist, sich ewiges Glück, den festgehaltenen perfekten Moment vorzustellen und zu wünschen, gleichzeitig aber sicher darum weiß, dass sie die Erfüllung dieser Sehnsucht wird nie erleben können? Wäre dann nicht jedes Tier darum zu beneiden, dass sich seine Sehnsüchte nur auf real Erfüllbares beziehen?

Hinter dem menschlichen Leid steht die Sehnsucht nach Erfüllung und Ewigkeit

Die theologische Tradition deutet diese ambivalente menschliche Grunderfahrung optimistischer: Sie sieht in ihr eine grundsätzliche Offenheit und Bezogenheit hin auf eine Wirklichkeit, die alles Geschaffene um uns herum übersteigt. Und diese Offenheit und Bezogenheit läuft – so die Überzeugung – nicht ins Leere, im Gegenteil: Sie zielt auf die tiefste und letzte Wahrheit und Realität, auf Gott selbst, der dem Menschen diese Sehnsucht ins Herz gelegt hat – eine Sehnsucht nach Ewigkeit, die sich erst erfüllt in der Begegnung und Beziehung mit ihm.

So gewendet wäre der Mensch also mitnichten die tragischste aller Kreaturen, sondern das größte aller Geschöpfe, geschaffen „für mehr“. Die Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ des Zweiten Vatikanischen Konzils hebt diese Überzeugung wie folgt ins Wort: „Der Mensch erfährt nicht nur den Schmerz und den fortschreitenden Abbau des Leibes, sondern auch, ja noch mehr die Furcht vor immerwährendem Verlöschen. Er urteilt aber im Instinkt seines Herzens richtig, wenn er die völlige Zerstörung und den endgültigen Untergang seiner Person mit Entsetzen ablehnt. Der Keim der Ewigkeit im Menschen lässt sich nicht auf die bloße Materie zurückführen und wehrt sich gegen den Tod. Alle Maßnahmen der Technik, so nützlich sie sind, können aber die Angst des Menschen nicht beschwichtigen. Die Verlängerung der biologischen Lebensdauer kann jenem Verlangen nach einem weiteren Leben nicht genügen, das unüberwindlich in seinem Herzen lebt. Während vor dem Tod alle Träume nichtig werden, bekennt die Kirche, belehrt von der Offenbarung Gottes, dass der Mensch von Gott zu einem seligen Ziel jenseits des irdischen Elends geschaffen ist.“

Schlussfolgerungen

Was ergibt sich aus diesen Überlegungen für das Nachdenken über das „ewige Leben“? Mindestens drei Gedanken lassen sich anschließen:

(1) „Ewiges Leben“ könnte verstanden werden als die letzte und endgültige Erfüllung dieser menschlichen Sehnsucht, als Leben in einem dauernden perfekten Moment, in dem all die kleinen und großen Glücksmomente eines Menschenlebens ebenso aufgehoben sind wie die schmerzhaften Erfahrungen von abgebrochenem, verweigertem und verletztem Glück. Damit ist auch gesagt: „Ewiges Leben“ meint nicht die unendliche Verlängerung der menschlichen Lebensspanne; es beschreibt vielmehr einen Zustand der dauerhaften glücklichen Gegenwart, ein ewiges, glückliches „Jetzt“, in dem unsere tiefste Sehnsucht gestillt wird.

(2) Erfahrungen solcher Ewigkeit lassen sich bereits in diesem Leben machen. All die vielen Glücksmomente, die wir gerne festhalten möchten, aber nicht können, werden ihrer Tragik beraubt. Denn: Sie sind letztlich ein regelmäßiger Vorgeschmack auf den Himmel, ein göttliches „Amuse gueule“ und erinnern uns an das Große, das uns erwartet.

(3) Mit der Frage nach der Sehnsucht des Menschen nach Ewigkeit ist letztlich die umfassendere Frage nach Sinn oder Unsinn unserer Existenz und der Welt im Ganzen gestellt. Hans Küng hat die beiden sich bietenden Alternativen in aller Konsequenz gegeneinander gestellt: „Entweder ich sage Nein zu einem Ur-Grund und Ur-Ziel des Menschenlebens, des ganzen Weltprozesses: Die Konsequenzen sind unübersehbar. [...] Oder ich sage Ja zu einem Ur-Grund und Ur-Ziel des Menschenlebens, des ganzen Weltprozesses. Dann kann ich zwar die Sinnhaftigkeit von Welt- und Menschheitsgeschichte nicht beweisen, aber vertrauend voraussetzen.“[1]

Das „ewige Leben“ bleibt also eine – ja - die große Hoffnung. Eine, die begründet werden kann und die ihren letzten Anker im Leben, Leiden, Sterben und in der Auferstehung Jesu hat. Eine, mit der sich gut leben und hoffentlich auch gut sterben lässt. Nicht mehr – aber definitiv auch nicht weniger.

Simon Menth, Redaktionsteam

1 Hans Küng, Ewiges Leben?, München 1983, 287.

„Ich stehe für eine offene Kirche“

Interview mit Dekan Stefan Ruf

Anfang des Jahres wurde Stefan Ruf zum Dekan des Dekanats Biberach gewählt. Er hat Ende April mit diesem Amt die Gesamtleitung und Repräsentanz des Dekanats übernommen.

Herr Dekan Ruf, Sie haben Ihr Amt in unserem Dekanat für die nächsten sieben Jahre zusätzlich zu Ihrer Aufgabe als Leiter der SE Biberach übernommen. Bei den vielen Aufgabenbereichen des „Alltagsgeschäfts“ werden Sie Prioritäten setzen müssen. Was sind Ihre Schwerpunkte für die nächste Zeit?

Der Dienstag ist mein „Dekanatstag“. Hier finden Dienstgespräche statt, Dekanatskonferenzen werden vorbereitet, Termine geplant – es geht um die pastorale, theologische und spirituelle Begleitung des Dekanats. In den nächsten Monaten werde ich alle leitenden Pfarrer besuchen, um zu hören, wo sie der Schuh drückt. Damit möchte ich ihnen auch meine Wertschätzung ausdrücken. Bis jetzt habe ich bereits viele positive Erfahrungen im Dekanat gemacht, z.B. ein hohes Engagement von jüngeren Leuten in den Gemeinden, die ich schon besucht habe. Ich erlebe das Dekanat Biberach als ein Dekanat mit einer lebendigen Tradition, und es gibt auch Weiterentwicklung und ganz neue Ansätze hier.

Bei all den neuen Aufgaben liegt mein Schwerpunkt weiterhin auf der Arbeit in meiner SE vor Ort, ohne allerdings das Dekanat zu vernachlässigen.

Die Zahl der Priester geht auch in unserer Diözese immer mehr zurück. Mit welchen strukturellen Veränderungen will das Dekanat, will die Diözese dem begegnen? Sind „Großpfarreien“ eine Lösung?

Das „Rottenburger Modell“ sieht ja hier schon durchaus neue Wege und Möglichkeiten vor. Ich wünsche mir eine Stärkung der pastoralen Mitarbeiter, so dass neue Formen von Gemeindeleitungen möglich sind, natürlich auch durch Frauen. Es wird zu strukturellen Veränderungen kommen müssen. Ausgesprochene „Großpfarreien“ sehe ich aber skeptisch, denn Seelsorge ist immer Beziehungsarbeit.

Bei Ihrer Kandidatur sprachen Sie sich für eine offene Kirche aus, die den Dialog sucht und für eine lebendige Weitergabe des Glaubens. Der Kath. Kirche weht zurzeit der Wind sehr stark ins Gesicht. Hohe Austrittszahlen und der Wunsch nach Reformen prägen das Bild. Wofür möchten Sie sich einsetzen?

Ausgelöst wurde diese Entwicklung vor allem durch die Missbrauchsfälle. Bei der Aufarbeitung hat die Kirche schwere Fehler gemacht. Diese Aufarbeitung muss durch Unterstützung von außen erfolgen. Was sonstige Reformen anbelangt, denke ich, dass sich die Einstellung zur Sexualität ändern muss. Eine Diskriminierung von z. B. homosexuellen Menschen darf nicht sein. Hier muss es auch zu einer Änderung des kirchlichen Arbeitsrechtes kommen. Frauen müssen insgesamt mehr Entfaltungsmöglichkeiten haben, gerade auch im kirchlich-liturgischen Bereich. Deswegen ist bei uns in der SE Biberach auch das Projekt „Frauen predigen“ ab Januar 2023 im Gespräch.

Für nicht wenige Katholiken ist der Synodale Weg so etwas wie die „letzte Hoffnung“ – andere lehnen ihn ab. Wie ist Ihre realistische Einschätzung bezüglich der Ergebnisse des Synodalen Weges?

Ich denke, der Synodale Weg kann einzelne Möglichkeiten für Veränderung aufzeigen, vor allem auch auf der Ebene der jeweiligen Diözesen. Auf jeden Fall muss und wird die Einbeziehung der Laien eine größere Rolle spielen. Realistisch habe ich schon mit der Ablehnung einzelner Positionen durch einige Bischöfe gerechnet. Und ich kann auch die Enttäuschung über das Verhalten mancher Bischöfe verstehen. Auch wenn nicht alle Veränderungen von heute auf morgen möglich sind, werden wir in den Gremien von Dekanat und SE weiter über den Synodalen Weg diskutieren und neue Wege suchen, die die Kirche vor Ort glaubwürdig erfahren lässt. Der Synodale Weg hat auch Auswirkungen auf unsere Diözese und ich hoffe, dass unser Bischof das eine oder andere zugunsten einer sich öffnenden Kirche umsetzen und verändern wird. Diesem Veränderungsprozess werden wir uns dann im Dekanat mit allen Möglichkeiten, die wir haben, anschließen.

Vielen Dank, Herr Dekan Ruf.

Das Interview führten Andrea Staab und Rudi Andritsch, Redaktionsteam

Romwallfahrt

der Ministranten des Dekanates Biberach vom 7. bis 13.8.2022

1 Anreise – „Ab in den Süden"

Am Sonntagabend machte sich die Gruppe der ca. 200 Minis von Biberach aus auf den 14-stündigen Weg nach Rom.

2 Ankunft – Mittagessen im Hotel

Sichtlich erschöpft kamen unsere Minis am Montagmittag endlich in der Ewigen Stadt an. Gott sei Dank gab es Mittagessen im Hotel.

3 Auftaktgottesdienst in der Kirche Santa Maria dell' Anima

Am Nachmittag ging es nun richtig los, mit unserem großen Eröffnungsgottesdienst in der Kirche Santa Maria dell' Anima. Unser Thema der Woche: Wenn alle Wege nach Rom führen, wohin führt dann unserer?

4 Wer findet Mister X – Kennenlernen der Stadt Rom

Der Dienstag begann mit einer großen Aufgabe. In einer riesigen Schnitzeljagd, genannt „Wer findet Mister X?", lernten wir die Stadt Rom kennen.

5 Zusatzaufgaben der Jagd nach Mister X

Während der Jagd nach Mister X mussten natürlich auch viele Zusatzaufgaben bewältigt werden.

6 Rom erleben

Dienstagabend und Mittwoch standen ganz zur freien Verfügung. In den Ortsgruppen wurde die Stadt erkundet. Neben den vielen Sehenswürdigkeiten und leckerem Essen entstanden auch neue Freundschaften.

7 Blick in das frühe Christentum – Führung in den Domitilla-Katakomben

Mit einer spannenden Führung in den Domitilla-Katakomben begann der Donnerstag. Hier fand auch unser Abschlussgottesdienst statt.

8 Gruppenfoto vor den Katakomben:

Nach der wohl größten Pizzabestellung, die wir je getätigt haben, gab's noch ein Bild vor dem Eingang der Katakomben.

9 Meereslust in der Hafenstadt Ostia

Nachmittags gings noch in die Ruinen der antiken Stadt Ostia und selbstverständlich auch an den Strand.

10 Abschied

Am Freitag ging es für uns auch schon wieder nach Hause. Wir, das Mini-Bezirksteam Biberach, hatten auf jeden Fall sehr viel Spaß mit euch. **Ganz herzlich bedanken wir uns bei unseren vielen freiwilligen Helfern, dem katholischen Jugendreferat Biberach, den vielen Unterstützern in den Gemeinden und natürlich bei euch, unseren Minis!**

Das Mini-Bezirksteam

Konzertreise der St.-Martins-Chorknaben

im August 2022

Abfahrt Biberach

Besichtigung von Frankfurt

Bergbau-Museum in Bochum

Konzert in Witten

Stadtbummel durch Bremen

Marinemuseum in Wilhemshaven

Am Strand in Wilhelmshaven

Wasserlichtkonzerte in Hamburg

Wattwanderung bei Dagebüll

Freizeit in Schwedeneck bei Kiel

Ein Segen für Menschen

Ein Segen für die Menschen sollst du sein
mit deinen Worten und Gedanken,
die aufbauen und trösten,
beraten und helfen.

Ein Segen für die Menschen sollst du sein
mit deinen Taten und Werken,
den sichtbaren und den verborgenen,
den berührbaren und den Unbegreifbaren.

Ein Segen für die Menschen sollst du sein
mit deinem ganzen Leben,
das dir nicht alleine gehört,
das du teilst mit anderen.

Ein Segen für die Menschen sollst du sein
und dein Leben –
lebenswert.

Frank Greubel